

(Nachdruck verboten.)

27]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Und wirklich saß der Schormayer-Knecht mit gläsernen Augen zu hinterst in der Bank und sang es noch einmal in wehmütig zitternden Tönen:

„Na—cha lo'scht geh'!“

„Wos waar denn dös, Hansgirgl? Scham die do!“ —
„Weil's wöhr is!“ schrie der Knecht und schlug in den Tisch hinein. „Do brauch i mi gar nix z' schama.“

„Geh zual Wo dir hot ma no nia an unrecht's Wort g'hört!“ sagte der Steffelbauer.

„So? Hob i no nia was Unrecht's g'sagt? Für wos bin i nacha a Fei'schpinna?“

In diesem Augenblick kam der Schormayer zur Türe herein und sah verwundert, wie die Bauern um den Burschen-Tisch standen, und noch verwunderter, wie da mitten unter den jungen Leuten sein Hansgirgl saß und betrunken und zornig den Steffel anstierte.

Und er hörte ihn noch einmal schreien:

„Lo'scht ma du dös sag'n, z'weg'n wos i a Fei'schpinna waar?“

Da trat der Schormayer hin und sagte gutmütig:

„Grüß die Good, Hansgirgl! Di hätt i do aa it g'suacht.“

„I daß ganz guat her do; i g'hör zu dena.“

„Du woast recht guat, daß da'r i nix ei' red.“

„Und i g'hör amal zu dena!“ schrie der Hansgirgl und nahm seinem Nachbar den geschmückten Hut vom Kopf und setzte sich ihn mit einem Ruck auf.

„Ni g'hört 's aa zua, daß i a Sträußel trag als an ausg'stand'ner (dienstloser) Knecht.“

„No, no! Da müast i aa was wiss'n.“

„Aba'r i woast 's.“

„I basteh di net, und jekt sei no wieda guat! God di a bissel zu mir umal!“

„I mog it; i g'hör amal zu dena do.“

Dem Kauschigen weicht ein Wagen aus; und der Schormayer sah ein, daß er jekt mit seinem Knecht nichts richten konnte.

„Daß's 'n geh'!“ sagte er zu den andern und setzte sich an den Bauerntisch.

Es war ihm aber nicht recht und ging ihm nicht aus dem Kopf, daß der Hansgirgl solche Andeutungen gemacht hatte, als wolle er den Dienst verlassen. Im Kausch sagt einer erst recht die Wahrheit. Und daß der brave, nüchterne Mensch, den er in der ganzen Zeit nie betrunken gesehen hatte, jekt in dem Zustand dort drüben hockte, mußte seine eigene Verwandnis haben. Er fragte die Nachbarn.

„Got 's do was geh'n? Got er an Streit g'habt?“

„Nix, wos i g'seh'n ho,“ antwortete der Unterburger.

„I bi selm dahofft (erstaunt) g'wen, wia'r i eine femma bi, und er hockt dort hibe!“

„Dös fo it sei, daß er si grad a so an Kausch hersauft.“

„Da Wirt woast aa nix; er sagt, daß da Hansgirgl scho fuchsteufelswild daher femma is.“

„Na kenn i mi net aus,“ sagte der Schormayer, und es war ihm nicht wohl zu Mut. Denn ganz gewiß hatte es daheim was abgesetzt; irgend was hinter seinem Rücken, wie er 's ja in der letzten Zeit hier und da erlebt hatte. Am liebsten hätte er den Hansgirgl gleich herausgerufen und gefragt, aber der war jekt schon bodbeinig und wäre ihm doch nicht gegangen. Also abwarten bis zum Heimweg! Und dazu kam es schneller, als er gemeint hatte, denn plötzlich stand der Hansgirgl auf und sagte grob zum Nebenmann:

„Aufi laß mi!“

Er versuchte, gerade zu stehen, als er zahlte, und ging dann so aufrecht, als es möglich war, hinaus.

Der Schormayer trank sein Bier nicht aus, legte das Geld daneben hin und eilte ihm nach. Auf der Straße traf er ihn, wie er gerade tiefsinnig stehen blieb und mit sich selber redete.

„So, Hansgirgl, jekt genga ma mitanand hoam.“

„Han? Wo . . . wo genga ma hi?“

„Hoam.“

„I bi nirgats . . . dahoam.“

„Wos hoscht denn du?“

„An schön Dank hon i . . . jawoi . . . an schön Dank.“

„I basteh di net; red halt amal!“

„Hoscht it g'hört, wos der g'sunga hot:

Grobheit'n kriagst recht schö,

Nacha lo'scht geh'!“

„Du, Hansgirgl, schaug mi amal ol! So da'r i wos Unrecht's tho?“

Der Knecht schaute seinen Herrn holzengerade an und wurde etwas nüchterner.

„Na, du hoscht ma nix tho,“ sagte er kurz.

„Bischt mit wem andern über 's Kreuz femma? G'wis mit 'n Lenz?“

„I red it dabo.“

„So, sag ma 's!“

„I mag it. Aba . . . dös kon i dir sag'n, daß i morg'n geh.“

„Waar it aus (was nicht gar)! Du wersch auf Schnall und Fall weglassa, und mir thast it amal an Grund sag'n!“

„I geh.“

„Iweg'n wos denn? Herrgottsgagerament!“

„I . . . i . . . bin a Fei'schpinna . . . bastehst? So a . . . so a schlechte Kerl, der wo d' Leut verklamperlt (verflucht). . . und an fellan muast ma net halt'n. Bastehst?“

„Na, i basteh di gar it. Und des ander wer i na scho morg'n in der Fruah hör'n. Da red'n ma wieda mitanand.“

Der Schormayer lehrte um und ging zum Wirtshaus zurück. Aus dem Hansgirgl war heute nichts mehr herauszu kriegen; und je länger er ihn gefragt hätte, desto widerhaariger wäre er geworden. Morgen ließ sich das besser an. Aber gewiß hatte ihm der Lenz da was angerührt. Mal Er wollte ihm hernach schon kommen mit der Richtung.

Er schaute zurück und sah in der Dämmerung den Hansgirgl mit den Händen sucheln. Der redete heftig mit einem unsichtbaren Feind.

„Derfst du mi schlecht macha . . . du . . . aba jek is aus . . . aus!“

Dreizehntes Kapitel.

„Gätt'n ma 's ins geschtan fruah aa'r it denkt, mir zwoa, daß mir heut scho ausanand femman, gel, Bräunl?“

Bei den Worten patzte der Hansgirgl seinen Lieblingsgaul zärtlich aufs Hinterteil.

„Na, hätt ma 's it gmant,“ wiederholte er und seufzte.

„Aba so geht 's nimma'r um; der Balli, der dappige, wurd' jed'n Tag häßlich auf mi, und beim Bauern kennt man si aa net recht aus; der woast ja selm it, ob a weita macha soll oda iibageb'n. Und na hocket i do. I'jekt bracht mi da Lenz no in 's G'redt, als wann i zu woast Good wos für a Dummheit g'holla hätt. Na; i mog nimma. In dem Haus g'winn i nix mehr, und zwisch'n an Alt'n und an Junga steh', paßt ma'r it.“

Er putzte den Stall sauber zusammen, stellte alles an seinen rechten Platz und legte dann den blauen Arbeits-schurz ab.

„So! Do waar'n ma wieda'r amal firti; schaug'n ma'r um a Haus weita! Wia mi da Lenz heunt in da Fruah o'g'schaugt hot! Warum i net in d' Arbet fahr', fragt a mi. Für mi gibt 's do koan Arbet mehr, sag i. Und da lacht a recht drecki. Na, Bürschei, mit dir mog i nimma z'amm-g'ipannt sei. Is scho gar wor'n.“

Der Hansgirgl nahm seinen Zanker (Zack) vom Nagel und schloß hinein. Hernach hielt er noch einmal Umschau. Es war alles in Ordnung, und kein Mensch konnte ihm nachreden, daß er seine Sache nicht richtig hinterlassen hätte.

Im Haus drüben traf er die Ursula in der Küche an.

„Is da Baua scho in da Höch?“

„No. Er hot grad voring sei Kaffeesupp'n kriagt.“

„Na wer i eini geh dazua.“

„Geh no eini! Wos hoscht 'n du heunt, daß du bei guat's G'wand (Zeug) o'g'legt hoscht?“

„Feierabend hon i.“

„Wia dös?“
„Dös siehst d' scho,“ sagte der Hansgirg und ging in die Stube.

„Ah, du bist do!“ lachte der Schormayer. „Hoscht dein Causa vo geschtern ausg'schlaffa?“

„Do hon i net vui zu'n Auschlaffa g'habt.“

„Deh, mein Liaba, du bist guat beinand g'wen.“

„Zu'n Abschied macht na dös aa nix.“

„Wos Abschied?“

„I that die schö' bitt'n, Bawa, daß d' ma'r a Zeugnis schreibst.“

Der Schormayer sprang vom Stuhl auf.

„Wos is denn mit dir, Mensch? Is dir de Dummheit net aus 'n Kopf ganga?“

„I hab 's für foa Dummheit it.“

„Ah! Dös hoscht do grad im Rausch g'sagt! Wal mi neim Zohr au oan Plaz is, laßt ma'r it ohne Grund weg.“

„I ho scho mein Grund.“

„Den that i halt nacha sag'n; und bal wos seit, fo ma 's ja richt'n.“

„Do is nix zum Richt'n. I sag da 's glei, Schormoar, i bi Liaba auf an fest'n Ploz, und den hon i bei dir nimma. Du kunnt'st morg'n übageb'n, und i hängat do.“

„Wos woacht du vo mein Uebergeb'n? Got da ander dumm daher g'redt? Der kunnt si aba schneid'n.“

„Na; der hot nix g'red't. I passet aa net auf.“

„Wia kimmst ma nacha mit dem?“

„Ja no, dös werd amal schnell geh', bal jezt d' Urschula weg is.“

„Wos bekümmern di de Sacha? I sag da 's für ganz g'wiss, daß i heuer net übagib.“

„Sell mog scho sei, aba i hon an weitschichtinga Betta in Bierkirch'n dreht, und . . . und bei dem kriagat i jezt an ruhig'n Ploz, und dös mog ma halt do it auslass'n.“

(Fortsetzung folgt.)

61

Lügen.

Von Gustaf Janson.

Er kam an eine Reihe aneinandergelagerter Schilfhütten, die einer Stallung für Schafe oder Ziegen gleich. Als Tür hatten die meisten nur ein Zeugstück oder eine alte Dedel. Pietro blieb stehen, als ob ihm etwas eingefallen wäre. — Doch, gewiß, er hatte dies schon früher gesehen. In diesem Schuppen von zusammengebundenen Schilf wohnten Menschen. Die Bände boten kaum Schutz gegen den Wind, der Regen strömte durch das Dach herein, Gras und alte Lumpen dienten als Lager, und mitten auf der Lehmbiele brannte das Feuer, von dem sich der Rauch, so gut es ging, einen Ausweg suchte. In jedem dieser kleinen Nischen wohnte eine Familie; da wurden ihre Kinder geboren, da starben ihre Kranken und Alten.

Pietro schloß eine Sekunde lang die Augen, sein Gesicht hatte einen gequälten Ausdruck erhalten. Dann blickte er fragend nach der Stadt zurück, die er vor ein paar Stunden verlassen. Er hatte im Orient manches gesehen, was sein Erstaunen und seinen Unwillen erregt hatte, aber ein Gegenstück zu dem, was sich ihm hier darbot, gab es dennoch nicht. Sein Portemonnaie kam rasch aus der Tasche, und sein Inhalt an Silber und Kupfer wurde auf den Weg gestreut.

Die Kinderschar fuhr zurück. Einige der Kleinsten liefen eilig in die Schilfhütten, die Knaben standen zur Verteidigung, die Mädchen zur Flucht bereit, im Fall dieser seltsame Fremde zu Gewalttätigkeiten übergehen würde. Es dauerte eine Weile, bis sie begriffen, daß das Geld ihnen zugedacht war. Da warfen sie sich lautlos auf den Weg nieder und sangen an im Staub zu suchen. Die Bewegungen, aber vor allem das immerwährende Stillschweigen machten einen so peinlichen Eindruck, daß er eilig weiterging. Bei einem Blick über die Schulter merkte er, wie eine Frau mit einem Kind an der Brust in der Türöffnung einer der nächsten Hütten stand. Sie sah erstaunt dem schweigenden Kampf der Kinder im Staube des Weges zu. Als sie die Veranlassung begriffen, kam sie herbeigerannt, um mit den Kleinen zu teilen. Ein Geldstück, das zur Seite gerollt war, wurde ihr Anteil. Mit hängendem Unterleibe und einem Gesichtsausdruck, der von dem größten Erstaunen zeugte, stellte sie sich hin, um Pietro nachzusehen. Ihr Blick, der von dem Geldstück in ihrer Hand zu dem Fremden flog, sagte, daß sie ihn für einen Wahnsinnigen hielt. Bei diesem Gedanken packte sie offenbar die Angst um ihren Raub, denn sie eilte hastig in die Hütte und ließ den Türvorhang hinter sich nieder.

Pietro ballte die Hände, ein Schauer überlief ihn, als er weiterging.

Dort drüben auf dem Hügel lag Gabii. Er kletterte rasch den Abhang hinan, folgte dem selten betretenen Fußsteig über ein

abgemähtes Maisfeld und stand bald mit bei Ueberresten des uralten Junotempels. Drei nackte Mauern aus Quadersteinen waren alles, was von einer volkreichen Stadt, älter als Rom, übrig war. Straßen, Häuser und Marktplätze bedeckte das Erdreich, aus dem die Ernten der Jetztzeit ihre Nahrung zogen. Der Archäologe in Fontanara träumte von verborgenen Schätzen, und für eine Sekunde vergaß er den Verfall der Gegenwart. Aber ein einziger Blick in das Tal führte ihn schonungslos in die Wirklichkeit zurück. Da lagen die Schilfhütten seines stolzen Zeitalters. Die Nachwelt hatte ihr Erbe schlecht verwaltet.

Pietro lachte auf, hart und bitter. Ihm war plötzlich der Krieg eingefallen . . . dieser Angriff auf einen Barbarenstaat . . . im Interesse der Zivilisation . . . Und hier, einige Kilometer vor den Toren der Hauptstadt, lebten die eigenen Einwohner des Landes in Behausungen und unter Verhältnissen, die schlechter waren als die eines afrikanischen Negerdorfes.

Er konnte diese schweigenden, halbberhungerten Menschen, denen er ein paar Geldstücke zugeworfen, nicht mehr aus seinen Gedanken loswerden.

„Die Malaria,“ murmelte er immer wieder. Seine Wangen glühten, und seine Augen sprühten vor Zorn. Das Land hatte kein Geld, um die verräterische Krankheit von den Toren der Hauptstadt fernzuhalten, aber zu einem Raubzug waren die Mittel vorhanden. Die vormals reiche Ebene konnte nicht wieder angebaut werden, die dafür nötigen Summen mußten ganz einfach für Kriegsschiffe verwandt werden.

An die Unterjochung eines fremden Volkes vergeudet man Millionen, indes die eigenen Kinder des Landes an Hunger und Entbehrungen zugrunde gingen. Ein Bruchstück aus Aleardis Gedichten kam ihm in den Sinn und er zitierte es laut:

„In allen Furchen unseres Erdenballs wächst eine ernste Pflanze — die des Todes. Wenn übersättigt von der Sonne Blut das Land in Sommertagen schweigend trauert, dann steigen Tausende von Schnittern nieder, wie sie die grimme Qual des Hungers treibt, und wie Verdammte wandern sie herab. Die klaren Augen werden dunkel schon von giftigen Dünsten, die sie hier umweh'n, und nicht ein Ton aus munterer Vogelkehle erheitert ihre Herzen, nicht ein Lied der Heimat in den Bergen der Abruzzen erquidt die Schar trübselig düst'rer Wandrer. In tiefem Schweigen mähen sie die Saat der unbekanntem Herren, und wenn endlich die mühevollen Arbeit ist vollbracht, in tiefem Schweigen geh'n sie, wie sie kamen.“

Die Gedanken an den Krieg ließen sich nicht mehr vertagen und aufs neue packten ihn Mißtrauen und Zweifel. War es wirklich die Absicht der Herrschenden, tripolitanijsche Wüsten urbar zu machen und die Reiterherde der Campagna nach wie vor sein zu lassen, was sie schon allzulange gewesen waren?

Der Wind pfliff ununterbrochen hier oben bei dem uralten Junotempel. Das kühle so schön. Pietro entblößte seinen Kopf. Den steilen Weg herunter kam eine Schar Landarbeiter. Wortlos, mürrisch und vornübergebeugt gingen sowohl Männer wie Frauen. Ihre Blide waren an den Boden geheftet, ihre Füße bewegten sich schwer und schlurrend. Das waren die Bewohner der Schilfhütten. Hinter der Schar ritt der Bogt mit der Wächse auf dem Rücken und einer langen Pike in der einen Hand.

Was Aleardi vor mehr als hundert Jahren geschrieben, war heute noch zutreffend.

Es sauste in Pietros Ohren, und er hob flehend die Hände gen Himmel empor. Diese ständigen Beweise von Armut und Elend überall in diesem von der Sonne gesegneten Land waren zu brutal, als daß nicht alles in ihm dagegen hätte reagieren sollen.

Die schweigende Schar sank in eine Vertiefung, nur der Antreiber mit dem Gewehr und der Pike war zu sehen. Wie eine Leichenprozession schritt sie weiter, tauchte wieder auf, wich nach rechts auf der Landstraße ab und verschwand schließlich hinter den Schilfhütten. Der Bogt ritt allein dem Gutshof zu.

Pietro biß die Zähne zusammen, und den Gut noch immer in der Hand schlug er dieselbe Richtung wie diese Landleute ein. „Ja, Landleute,“ rief er laut, und das Wort klang ihm wie eine Anklage in den eigenen Ohren.

Als er an den Schilfhütten vorüber kam, in denen das schweigende und traurige Häuflein Menschen hauste, waren alle Türöffnungen sorgfältig verschlossen. Es war still und tot in den dunklen Wohnstätten, aber Pietro hatte die Empfindung, als ob ihr durch die Ritzen unzählige Augen betrachteten. Da draußen ging jener sonderbare Fremde, der etwas so Seltenes wie Geld auf den Weg gestreut hatte. Es war schon am sichersten, sich still und ruhig zu verhalten, dem Touristen, der sich offenbar verlaufen, konnte am Ende seine Freigebigkeit wieder leid werden.

Pietro ging mit schnellen Schritten wieder nach Rom zurück. Er sagte sich, daß das, was er eben gesehen, durchaus nichts Merkwürdiges und keineswegs ein Geheimnis war. Er selber war früher oft genug auf seinen Streifzügen diesen müden, schweigenden, vom Fieber gezeichneten Scharen begegnet. Jeder Reisende, der abseits der großen Heerstraße einen Spaziergang in der Cam-

pagna unternahm, konnte jederzeit dasselbe sehen. Aber gerade heute hatte es auf ihn einen Eindruck gemacht, wie noch nie. Pietro begriff die Ursache: gegen den Hintergrund, den der Krieg bildete, hob sich das Ungeheuerliche in den Misszuständen schärfer als sonst ab. Warum Millionen an zweifelhafte, vielleicht unlauiere, ungerechte Unternehmungen vergeuden, aber den Unglücklichen, die sich nicht selber helfen konnten, jede Hilfe verweigern? Es war nicht die Ergebung in ein hartes Geschick, was ihnen ihr Gepräge aufgedrückt hatte, es war eine bodenlose, durch Generationen vererbte Stumpfheit, die sie, neben dem Mangel an allem, was das Leben erträglich macht, in ihrer Erniedrigung festhielt.

Ihm fielen einige Worte ein, die er tags zuvor in einer Zeitung gelesen. Es war ein Auszug aus einer Rede, die, wenn er sich recht erinnerte, ein englischer Minister gehalten hatte.

„Es ist meine aufrichtige Ueberzeugung, daß ein besseres Einbernehmen zwischen den Nationen durchaus möglich ist. — Die Steuern würden sich ermäßigen lassen und das Geld, was man an den Rüstungen sparte, könnte man für die Entwidlung der Hilfsquellen des Landes und für die Verbesserung der Lage des Volkes verwenden. Der Schrein der Finanzen ist Friede auf Erden und ein gegenseitiger guter Wille unter den Menschen.“

„Was ist denn der Krieg?“ dachte Pietro. „Warum gestattet man diesem Alp, der den Fortschritt, das Glück, alles Begehrtenwerte im Leben hindert, ja, der der unerbittlichste Feind des Lebens selber ist, die Völker zu drücken und ihr Herzblut zu saugen?“ Wie war das möglich? Wo sollte er die rechte Antwort suchen? Die gab es doch. Buddha, Plato, Christus und tausend andere mit ihnen hatten sie gegeben.

Nein, er wollte nicht denken, sich nicht länger an Rätseln den Kopf zerbrechen. Es war hoffnungslos. Mit einem bitteren Lachen murmelte er:

„Das Waffengebüse verstummt,
mild werden eherne Zeiten.“

„Du warst ein schlechter Prophet, Vergilius! Das Waffengebüse wird nicht verstummen, und die ehernen Zeiten werden ehern bleiben. Das ist die Wahrheit. Deine Prophezeiung gehört zu den frommen Wünschen, Vergilius!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Chicagoer Tempo.

Von Artur Solitscher.

Ein amerikanisches Problem schwerter Art ist das des Landstreichers, des Tramp. Die jüdische Bevölkerung, die jüdische Einwanderung stellte einen erschreckend hohen Prozentsatz zu dieser „Verufsgattung“. Der arme jüdische Arbeiter, der schon entnervt, geschlagen vor der Schlacht, von den heimatischen Pogroms anämisch geworden, ins Land der Freiheit und der stetigen Energie kommt, hält selbstverständlich dem Speed nicht lange Stand.

Er hat die Wahl zwischen Selbstmord, Erschöpfungstod, Wahnsinn und Verbrechen. Er wählt die Landstreicherei. Sans Adieu verläßt er, zumeist in einem Alter von 37—40 Jahren, Weib und Kinder, wird ein Bum und verschwindet im Westen oder im Süden.

Der Amerikaner ist gutberzig, verhungern läßt er einen so leicht nicht. Der Arme tut keinem Armen was zuleide. Nur der Reiche tut dem Armen gebanntes Leiden an. Selbst der große Philanthrop und Friedensapostel Carnegie erweist sich bei näherer Hinschau als der rücksichtslose, erbarmungsloseste Leuteschinder. In den Pittsburger Werken gibts noch eine 24-Stunden-Schicht, die berüchtigte Schicht des „Doppelten Lunch-Korbs“. Sämtliche „Schmugauführer“ des intellektuellen Amerikas haben sich an der Mauer um diese Pittsburger Ungeheuerlichkeit Weulen in die Schädels gerannt. Sobald es sich aber nicht mehr um Geschäft und Eintausch von Energie und Kraft gegen Geld und Nahrung handelt, lehrt Arm und Reich sozusagen wieder sein fühlendes Innere nach außen.

Was riskiert der arme jüdische oder andersgläubige „Bum“ bei der ganzen Geschichte? Schlimmer als in seiner Schwibhude und seinem Massenquartier kanns ihm im Freien und bei den Leuten der weiten Einöde auch nicht gehn. Hat er sich erst zum Pacific durchgeschlagen, so ist er ein Lazzarone oder doch etwas Aehnliches und sein heraus. Und wenn auch nicht? Den Tod sieht er immer noch als Tröster und milden Herbergsvater in der Ferne winken.

Mögen sich die Wohltätigkeitsvereine seiner „Hinterbliebenen“ annehmen. Was schiert ihn Weib und Kind? In ihrer Not und Verwaisheit wird ihnen wahrscheinlich sicherer durchs Leben geholfen werden, als er es zu seinen „Lebzeiten“ vermocht hätte. Hat Er sie etwa auf dem Gewissen, sein Weib und seine Kinder?

Ohne einzelne Fabriken, die ich gesehen habe, zu denunzieren, muß ich sagen, daß ich auf dermaßen mörderische, unhygienische und verbrecherisch vernachlässigte „Shops“ doch nicht vorbereitet war.

Daß ich selber heiler Haut aus diesen Räumen heraustram, in denen Treibriemen ohne Schutzgitter herumlaufen, siedende Wachsmasse frei herumspriht, Aetherstoffe ohne Maske auf Schutzleder gerieben werden, tausend Anzöhmlichkeiten auf Schritt und Tritt auffallen und einem das Gefühl revoltieren, dafür sage ich

hiermit meinem Schutengel, der mich auf der ganzen Reise getreulich begleitet hat, öffentlich tiefgefühlten Dank.

Unfallversicherungen, Altersversorgung, Invaliditätspension und ähnliche zivilisierte Dinge kennt das demokratische Land des freien Wettbewerbes nicht. Neben den Bettlern mit heiler Haut fallen einem die Verstümmelten aller Kategorien peinlich auf. Nabelais könnte sich keine groteskeren Gefellen wünschen als diese im Getriebe des amerikanischen Fabrikwesens zu Schaden gekommenen Gestalten, die einem in den Straßen, in den Salons, an den Drehkurbeln der Lists begegnen.

Es muß aber nicht gerade der körperlich Verstümmelte sein, dem sich das volle Mitleid des Betrachters zuwendet. Ärger ist es, was die heutige Produktionsweise mit der Seele des Arbeitenden anfängt. —

Die Scheibe, die die quietschenden Schweine dem Kleinen Wierschrötigen zuführt, in den Armour-Werken, wird durch das Gebot des speed-boss in Bewegung gesetzt und wenn sie sich bis heute mit einer Schnelligkeit von 25 Tieren in der Minute gedreht hat, so genügt eine Kurbeldrehung, um sie sich morgen mit einer Schnelligkeit von 30 Tieren in der Minute herumzudrehen zu lassen.

Wenn das armselige Wesen eben in dem Padsaal täglich 15 000 Blechboxen in Papier wickelt — ihre Hände bewegen sich rasend rasch, so daß man die Finger kaum sieht — so genügt ein mißgelaunter Blick der Aufseherin und sie wird morgen, bei Entlassungsstrafe, 16 000 und 17 000 Dosen einwickeln usw.

Unten in der Schlachthalle stehen die Schlächter in einer Reihe. Vor ihnen ziehen, mit dem dampfenden Leib, der noch blutet, oder der schon durch das Laugenbad gegangen ist, die Tiere an den Ketten aufgehängt, vorüber. Jeder von den Schlächtern hat eine einzige Bewegung auszuführen. Einer rasiert mit einem kurzen scharfen Messer die obere Partie um den Schwanz herum; der nächste in der Reihe rasiert die untere; der nächste trennt mit einem Schnitt den Schwanz vom Rücken ab; der nächste reißt das Eingeweide des Tieres aus dem Bauch heraus; der nächste wirft es auf einen Karren, der sich mechanisch unter ihm fortbewegt; der nächste trennt aus dem Eingeweide im Karren die Leber weg, usw.

Jeder dieser Menschen hat, von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends, denselben kleinen aber wichtigen Handgriff zu vollführen; er muß aufpassen, daß er ihm gelinge, denn die Kette kennt keinen Aufenthalt. Sprechen, sich den Schweiß von der Stirn wischen, das Blut, das von den Kadavern spritzt, wegzustreichen, wie könnte er das. Er kaut Tabak, das ist seine einzige Erholung, seine Erlösung. Was kimmerts ihn, wohin er seinen Tabaksstaß spritzt, auf welche Weise er seine Nase erleichtert?

Vor ihm ziehen die Tiere an der endlosen Kette vorbei, hinter ihm ist der Aufseher her. Passiert nur ein einziges Tier, ohne daß der Schlächter seine Arbeit an ihm verrichtet, so ist der Schlächter erledigt und zwar gründlich.

Rechne es dir aus, wie oft ein Mensch, eine Kreatur mit diesem wundervollen Mechanismus des Herzens, des Nerven- und Gangliensystems, mit der staunenswerten Muskulatur des Armes, der Gelenke, der Hände und Finger in 10mal und 60mal 60 Sekunden, die gleiche, immer gleiche Bewegung ausführen muß, damit jener Mechanismus, jenes Mysterium nicht stode, erlösche, damit es notwendig fort sich friste durch eine dunkle Nacht hinüber zu einem trostlosen Morgen.

Drüben in den schönen, lichten und blanken Hallen der berühmten Uhrenfabrik von Elgin sitzen 3700 Menschen, von denen jeder eine einzige, kleinwinzige Verrichtung zu besorgen hat. Täglich werden dort 2500 Uhren hergestellt, jede Uhr hat 211 Bestandteile. Welche Blide treffen Dich, wenn Du neugierig und wissbegierig an den Tischen der Arbeiter vorüberschreitest. Haben Dante in den Pöhlen der Verdammnis solche Menschenblide getroffen? Und doch sind die, die von ihrer Arbeit aufblicken können, noch die glücklich zu preisenden unter den Sklaven dahier. Vor den meisten zischt und wettet und schlägt eine Maschine, die sie zu bedienen haben. Haarscharfe Nadeln bohren haardünne Löcher in kleine Kupferplättchen, ein Augenblick, ein um einen Millimeter zu weites Vorwärtschieben des Fingers und die Nadel fährt ins Fleisch, in den Fingernagel, das Brot verschwindet mit dem Bewußtsein, das den Körper mildtätig ein paar Augenblicke lang von seinen Schmerzen erlöst.

In vielen Fabriken, Warenhäusern usw. wurden mir kleine Broschüren über die Baseball-, Tennis- und Fußball-Mannschaften in die Hand gedrückt, sie handelten von den Laten dieser Mannschaften, der Fabrikmannschaften, in den freien Stunden nach getaner Arbeit.

Aber ich habe auch die „Whisky-Zeile“ gesehen an der Grenze der Schlachthäuser und der Stadt, — wo der Arbeiter seinen „Augenöffner“ am Morgen hinuntergießt ehe er an die Arbeit geht, um seinen Magen zur Aufnahme der Nahrung gefügig zu machen, die ihm bis zur Mittagspause hinüber helfen soll — am Abend aber den Befreiungstrunk hinunterpült, womit er den Ekel und die Verzweiflung nach dem Tagewerk, nach den 10 Stunden, die ihm seine Seele vergiftet haben, loswird.

Mehr als das, was der Arbeiter nach den Arbeitsstunden mit seiner Zeit beginnt, interessiert es mich, zu erfahren: wie geht es ihm während dieser Stunden seiner Fron? und die Sorge um das Seelenheil des Arbeiters während dieser Stunden ist, scheint mir, ein weit wichtigeres Problem als alle Baseballteams.

Die Spezialisierung der Arbeit, durch die Massenproduktion hervorgerufen, bringt den Arbeiter immer mehr auf das Niveau des leblosen Maschinenbestandteils, des präzisen und automatisch funktionierenden Stahlhebels oder Rades herab.

Der monotone Rhythmus ein und derselben Geberde, eines und desselben Geräusches ertötet die Intelligenz, die Instinkte der selbständigen Aktion und die Triebe zur Unterscheidung, Wahrnehmung und Synthese, die Funktionen des Kleingehirns hören auf und das vollendetste Geschöpf der Natur sinkt mehr und mehr zum Tier hinab.

In den wunderbaren, großartigen Universitätsstiftungen von Carnegie, Rockefeller, Morgan sitzen Menschen, die der Maschine den letzten Grad der Verbollkommnung zu geben versuchen, um hierdurch ihre Mitmenschen in den Zustand der tiefsten Sklaverei hinunterzuführen.

Dieser Tage hat im Klub der Kaufleute Chicagos der Dekan der Ingenieursfakultät an der Universität Cincinnati, Dr. Hermann Schneider, einen Vortrag gehalten. Er gab einige Erfahrungen zum besten, die in jüngster Zeit um die Erhaltung der kostbarsten Eigenschaft, der Quintessenz der Arbeitskraft, die Frische und Lust des Aufschwungs gemacht worden sind. Es handelte sich dabei, dies sei gleich gesagt, weniger um die Seelen der Arbeiter, als um die Seele des Speed sozujagen.

Ueber einige Experimente, zum Beispiel das Vorlesen populärer Novellen in Zigarrenfabriken oder den unschuldigen Gesang in Blusennäherinnen-Ateliers, haben mir seither Freundinnen in New York berichtet. Das Experiment aber, von dem Dekan Dr. Schneider berichtete, ist so pittoresk, daß ich nach ihm das ganze Kapitel dahier betitelt habe.

In einer Klavierfabrik in Ohio wars mit den Mädchen, die zur Fabrikation eines einzelnen an sich ziemlich belanglosen Bestandteils verwendet wurden, nicht mehr zum Aushalten. Die armen Dinger wurden bleich, müde, apathisch, verloren den Appetit und blieben schließlich ganz weg, um nicht wahnsinnig zu werden von der Monotonie ihrer Arbeit.

Der Boss der Abteilung sann hin und her, versuchte dies und das, versuchte es mit hübschen Dekorationen im Arbeitsraum, bequemen Sesseln, nichts half. Immer wieder desertierten die Mädchen dieser Abteilung, der Betrieb stockte, beeinträchtigte die anderen Betriebe ringsum, die ganze Fabrik. Endlich kam dem Boss die erlösende Idee. Er verschaffte sich eine schöne große maltesische Kake und brachte sie eines Morgens in den Arbeitsaal zu den Mädchen mit. Die Kake wurde sofort der Liebling und Abgott der Abteilung. Jedes Mädchen brachte ihr etwas, die eine irgendeinen Kederbissen, die andere ein Mändchen, jene ein Glöckchen mit.

Der Korb der Kake wurde der Mittelpunkt aller mütterlichen Instinkte dieser armen Mädchen, die mit keiner Puppe spielen, kein Kind wiegen durften, sondern deren Los es war, zu arbeiten, zu arbeiten, ohne Unterlaß, ohne Hoffnung, endlos. . .

Die geschäftliche Ausnutzung der eingeborenen Sympathie des Weibes für die Kake hat die Arbeitsleistung in dieser Abteilung um etwa zehn Prozent gehoben", sagte Dekan Schneider. "Der gute Einfall des Vornannes tat auch in anderen Abteilungen seine Schuldigkeit. Man hat in diesen ähnliche Stimulantien eingeführt, alle haben sich aufs beste bewährt."

Chicago hat mich krank gemacht. In dieser Stadt habe ich die blutige Schande der heutigen Zivilisation von Angesicht gesehen, gesehen und erkannt. Soll ich fort? Wohin? Der Hölle enttrinnen? Wo ist sie nicht? Die heutige Welt ist die Hölle.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Mathematische Literatur. Die von uns bereits mehrmals heifällig erwähnte Sammlung „Mathematische Bibliothek“ (Verlag Teubner, Leipzig, Preis pro Band 80 Pf.) ist wieder um eine Anzahl Bändchen bereichert worden. Als unmittelbare Fortsetzung des ausgezeichneten Werkes von H. Weileitner „Der Begriff der Zahl“, wird uns von demselben Verfasser eine Studie über „Die sieben Rechnungsarten mit allgemeinen Zahlen“ präsentiert. Mit Sicherheit und Eleganz werden hier die Hauptgesetze über das Rechnen mit Buchstaben aufgestellt, ihre historische Entwicklung verfolgt, so daß jeder von der elementaren Arithmetik kommende Leser in das Gebiet der eigentlichen Algebra mühelos eingeführt wird. Die Erweiterung der mathematischen Begriffe und Verallgemeinerung der Regeln, die dabei notwendig wird, gewinnt der Verfasser auf Grund strenger und konsequenter Durchführung des „Prinzips der Permanenz der formalen Gesetze“, wonach jede Regel für alle Zahlen ausnahmslos gelten muß, die man nur irgend einsetzen kann. Treten dann im Laufe dieser formalen Entwicklung neue Gebilde auf, die auf Grund früherer Erklärungen anscheinend keinen Sinn besitzen, so ist es ein Zeichen dafür, daß unsere Begriffe noch gewissen Seiten hin der Erweiterung bedürfen. Um dieses Fortschreiten für den ungeübten Leser von Anfang an verständlich und nutzbar zu machen, gibt der Verfasser in jedem Falle genau an, welche Zahlengattungen statt der Buchstaben geiezt werden dürfen. Die nach dem kleinen

Umfang des Werkes sehr reichen historischen Angaben sind in die Darstellung organisch verwoben und tragen zu deren Belebung außerordentlich bei. Das Werkchen gliedert sich in neun Kapiteln. In §§ 1—5 werden die vier „bürgerlichen“ Rechnungsarten: Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division in algebraischem Gewande vorgetragen; drei folgende Kapitel behandeln: Potenzen mit ganzzahligen Exponenten, das Rechnen mit Wurzelgrößen und die Logarithmengesetze. Ein besonderes Kapitel ist dem Rechnen mit komplexen Zahlen gewidmet.

Aus dem Gebiete der Geometrie bringt die Sammlung zwei Werkchen: „Der Pythagoreische Lehrsatz“ von B. Liezmann und „Einführung in die projektive Geometrie“ von M. Zacharias. Auch diese Werke wahren durchaus den allgemeinen Charakter der Sammlung und können, das entsprechende sachliche Interesse vorausgesetzt, ohne besondere Vorbildung durchgearbeitet werden.

Das erstgenannte behandelt in leichter, stellenweise sogar anmutiger Form den historisch bedeutsamen, Pythagoras von Samos (etwa 580—500 v. Chr.) zugeschriebenen Lehrsatz, daß für ein rechtwinkliges Dreieck das Quadrat über der Hypotenuse der Summe der Quadrate über den Katheten flächengleich ist. Das Ziel, das sich das Werkchen setzt, „an einem Beispiel in ganz elementarer Weise zu zeigen, wie mannigfache Beziehungen zwischen den verschiedenen Gebieten der Mathematik bestehen“, ist in vorzüglicher Weise erreicht worden. Solche leichtflüssig geschriebene Kapitel wie: Pythagoreischer Lehrsatz und Ähnlichkeitslehre, Funktionsbetrachtungen, Pythagoreische Zahlen bringen eine Menge von Gesichtspunkten, die außerordentlich geeignet sind, nicht nur das Wissen zu bereichern, sondern auch das Denken anzuregen. In welcher Weise das letztere übrigens nicht geschehen soll, belehrt der Verfasser in dem Kapitel über das sogenannte Fermatsche Problem, das durch den für seine Lösung ausgesetzten Preis von 100 000 M. eine Berühmtheit auch in den Laienkreisen erlangt hat. In humorvoller Weise schildert der Verfasser die furchterlichen Folgen in Gestalt von über 1000 mißglückten Lösungsversuchen, die diese Stiftung bis jetzt hervorgerufen hat.

Dem Charakter der Sammlung und noch mehr dem des Themas entsprechend, ist das Werkchen an geschichtlichen Angaben außerordentlich reich. Die dem Texte hier und da angehängten Aufgaben werden sicherlich dem Leser hochwillkommen sein.

Während die oben besprochenen Werkchen sich noch im Rahmen des in der Schule Gebotenen halten, versucht das Werk von Zacharias, der populären Behandlung ein neues, in der Schule meist nicht behandeltes Gebiet zu erschließen: das der synthetischen Geometrie. Anknüpfend an die Namen von fünf hervorragenden Geometern: Desargues, Pascal, Poncelet, Steiner und v. Staudt, werden hier die Hauptzüge dieser neueren Geometrie entworfen, die nicht mehr wie die ältere metrische Geometrie einzelne Raumgebilde in ihren Verhältnissen untersucht, sondern den Raum selbst in seine Elemente zerlegt und seine Eigenschaften durch Konstruktionen (nicht durch algebraische Rechnung wie die analytische Geometrie) ergründet. Diese Andeutung über den allgemeinen Inhalt des Werkes mag an dieser Stelle genügen. Der mathematisch interessierte Leser, dem die Fragen der geometrischen Methoden besonders am Herzen liegen, wird in dem Werkchen einen sicheren Führer für eines der interessantesten Gebiete der Raumlehre finden, der die Leichtigkeit der Darstellung mit deren sachlichen und historischen Gründlichkeit vereinigt. V, Th.

Völkerrunde.

Der Sonnentanz der Sioux-Indianer. Von den ursprünglichen Sitten und Gebräuchen der Indianer ist jetzt in Amerika nicht mehr viel übrig geblieben, und namentlich im Gebiet der Vereinigten Staaten haben sich nur noch künstlich einige Reste davon in den staatlich geschaffenen „Reservationen“ erhalten lassen. Jedenfalls tun die Vertreter der Völkerrunde recht daran, mit allen Hilfsmitteln der Gegenwart, mit Photographie, Kinetograph und Phonograph diese Ueberbleibsel urkundenmäßig festzulegen, ehe sie völlig verschwinden oder wenigstens entartet sind. Dieser Aufgabe hat sich bei einem Stamm der Sioux-Indianer, der in der Reservation des Stehenden Felsens haust, ein Fräulein Denmore unterzogen. Diese Sioux-Indianer sind bereits zu einem recht friedlichen Völkchen geworden und brachten die Forscherin in keine Gefahr, den Galz zu verlieren. Es kam der Dame hauptsächlich darauf an, den Sonnentanz zu studieren, den diese Indianer von ihren freien Vorfahren her übernommen haben. Es gelang, die ältesten Leute des Stammes aus einem Umkreis von 100 Meilen zusammenzubringen und aus diesen wurden wieder 15 der zuverlässigsten ausgewählt, um den Tanz zu beschreiben und auszuführen. Früher wurde der Gebrauch jährlich ausgeübt, ist aber seit dem Jahre 1882 aufgegeben worden. Er beruht auf einer religiösen Zeremonie, hatte aber für die Teilnehmer ziemlich unangenehme Folgen, weil dabei die Gelübde von Torturen ausgeführt wurden, die von Männern des Stammes zur Zeit einer Gefahr auf dem Kriegspfade beschworen worden waren. Nach ihrer glücklichen Rückkehr mußten diese Gelübde dann erfüllt werden, was unter Tänzen und Gesängen geschah. Einige der ältesten Indianer des Stammes weisen noch die Narben von Wunden auf, die sie bei den Sonnentänzen in ihrer Jugend erhalten hatten. Diese selbst und die dabei üblichen Gesänge sind jetzt aufgezeichnet worden.